



Das evangelische Bildungsverständnis und der Bildungsauftrag der Universität

Schloss Münster - 23. Juni 2009

Alfred Buß, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen

Anrede

1. Evangelische Präsenz an der Hochschule

Der Evangelischen Kirche von Westfalen liegt daran, an der Hochschule in vielfacher Form präsent zu sein. Der Rat der EKD hat die Präsenz der Evangelischen Kirche an Universitäten und Hochschulen bereits 2006 als eine ihrer Schlüsselaufgaben herausgestellt. Der Evangelische Hochschultag hier an der Westfälischen Wilhelms-Universität im November 2007 mit prominenter Besetzung war ein erster stark wahrgenommener Aufschlag dazu.

Freilich muss ich gleich selbstkritisch einräumen, dass wir als Evangelische Kirche in den zurückliegenden Jahrzehnten an der Hochschule zu wenig präsent waren. Wir haben den Hochschulen und den dort tätigen Menschen insgesamt zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn die heutige Verleihung der Ehrendoktorwürde mein Bemühen um einen offenen Dialog zwischen der Westfälischen Wilhelms-Universität, anderen Bildungsträgern und der Evangelischen Kirche von Westfalen herausstellt, so nehme ich diese Ehrung gerne als Ansporn, der Präsenz unserer Kirche an der Hochschule mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Drei Aspekte, die diese Präsenz nahelegen, will ich nennen:

1.1 Freiheit von Forschung und Lehre

Mit der Reformation hat sich die evangelische Kirche auch intensiv der Bildung und Wissenschaft gewidmet. Dabei richtete sich ihr Engagement von Anfang an nicht allein auf religiöse Bildung oder die theologische Wissenschaft, sie war vielmehr immer am gesamten Wissenschaftsprozess interessiert. Das kommt nicht von ungefähr, hat doch die christliche Theologie in erheblichem Maße zur Gründung von Universitäten in Europa beigetragen. Dabei war gerade ihr wichtig, die Ausbildung der gesellschaftlichen Führungseliten an die Wahrheitsverpflichtung des menschlichen Geistes und die methodische Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisarbeit zu binden. Nur durch diese unbedingte Wahrheitsverpflichtung ist die Freiheit von Forschung und Lehre gegenüber allen gesellschaftlichen und vor allem allen ökonomischen Nutzungsinteressen zu begründen.

Die Freiheit von Forschung und Lehre ist immer wieder neu zu erkämpfen. So werden die gegenwärtigen Veränderungen der universitären Landschaft, die Ziele und Perspektiven der Hochschulreform darüber entscheiden, wie Forschung, Lehre, Studium und wissenschaftliche Profession sich morgen darstellen. Wird an unseren Universitäten Spielraum für interdisziplinäre Bildung und die Entwicklung der mündigen, verantwortlichen Persönlichkeit bleiben? Hat die Vermittlung von Orientierungswissen künftig denselben Rang wie die von Verfügungswissen? Wird „Exzellenz“ ganzheitlich gedacht oder einfach an den Volumina eingeworbener Drittmittel abgelesen? Wird die förderungswürdige Elite ausschließlich als Leistungselite oder auch als Verantwortungselite verstanden? An der Diskussion dieser Fragen beteiligen wir uns aus unserem Selbstverständnis als Kirche heraus.

1.2. Dialog der Wissenschaften

Die alle Wissenschaften verbindende Wahrheitsverpflichtung braucht den Dialog. Gerade an der Universität ist es geboten, dass die unterschiedlichen Denkhorizonte der Wissenschaften nicht in einem beziehungslosen Nebeneinanderher praktiziert werden. Sonst besteht die Gefahr, dass beispielsweise Naturwissenschaften und Theologie sich nichts mehr sagen. Die Theologie war als Wissenschaft in ihrer Weiterentwicklung immer auch auf Ergebnisse und Impulse aus anderen Wissenschaften angewiesen, aus Philologie, Natur-, Humanwissenschaften zum Beispiel und vielen mehr. Umgekehrt ist es Aufgabe wissenschaftlicher Theologie, Impulsgeber eines ständigen Dialogs über die weltanschaulichen und religiösen Basisorientierungen der Wissenschaften zu sein.

In allen Fachrichtungen können Christen in Wissenschaft und Forschung die die unterschiedlichen Wissenschaften verbindende Frage nach der Wahrheit wieder

nach vorne stellen und dafür Sorge tragen, dass der Dialog der Wissenschaften unter der Pluralität der verschiedenen Erkenntnisebenen nicht einfach verdunstet.

So wichtig die Anerkennung der Kompetenzunterscheidung der einzelnen Wissenschaften und deren daraus erwachsende methodische Eigenständigkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis sind, so sehr kommt es doch darauf an, dass die unterschiedlichen Wissenschaften in der Frage nach einer angemessenen Deutung der Wirklichkeit ihre jeweilige Erkenntnisperspektive einbringen und dabei herausfinden, wo sie sich treffen und wo es zu Konflikten kommt, auch wenn die Ergebnisse angesichts pluraler Denkhorizonte nicht in definitiven Formeln zu fassen sind. Mögliche Orte solchen Dialoges sind das Studium generale, Ringvorlesungen, Hochschultage, ESG- Veranstaltungen, ein evangelischer Hochschulbeirat vor Ort oder bewusst initiierte Protestantentreffen evangelischer Lehrender im universitären Kontext.

1.3. Evangelische Identität stärken

Es eine kirchliche Aufgabe, Menschen darin zu unterstützen, ihre eigene Verantwortung in Studium, Forschung und Beruf zu entwickeln und ihr gerecht zu werden, Studierende wie Lehrende in ihrer evangelischen Identität zu stärken und zur Auseinandersetzung mit den Herausforderungen in Wissenschaft und Hochschule zu unterstützen.

An den Universitäten finden grundlegende Prozesse von Forschung, Lehre und Bildung statt. Sie prägen mit ihren Diskursen die Weltsicht, das Selbstverständnis und die Lebensentwürfe von Lehrenden und Studierenden. Durch ihre Präsenz kann die evangelische Kirche einen Raum eröffnen, in dem grundlegende Fragen des Lebens und Glaubens Platz haben und bearbeitet werden. An Hochschulen lehren und lernen Menschen, die in hervorgehobener Weise Verantwortung in unserer Gesellschaft wahrnehmen. Die Hochschule ist ein Ort, an dem nach Sinn gefragt wird und Orientierungsangebote entwickelt werden, die rein immanente Deutungsmuster übersteigen. Evangelische Präsenz an der Hochschule zielt darauf, alle an der Hochschule Tätigen in Seelsorge, Gottesdienst und Dialog anzusprechen.

Uns ist dabei bewusst: Wir leben in einer Zeit der Pluralisierung von Glaubensweisen und Wertorientierungen. Doch kann diese Entwicklung nicht einfach zu einer Nivellierung und Ausblendung von Glaubensüberzeugungen an der Hochschule führen. Die Wahrheitsfrage ist mit der Pluralisierung von Anbietern nicht erledigt. Im Gegenteil. Als evangelische Christen haben wir Zeugnis zu geben von dem, was uns selber hält und trägt.

2. Evangelisches Bildungsverständnis

2.1. Glaube als Daseinsgewissheit

Bildung bildet den Menschen. Nach evangelischem Verständnis steht im Zentrum jeglicher Bildung das Individuum in der Vielfalt seiner Bezüge - zu Gott, zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zu den Mitkreaturen, zur Gesellschaft, zur Welt. Der Mensch ist nicht in sich selbst, sondern in einem anderen gegründet. Er geht nicht auf in alltäglichen Zweckzusammenhängen, sondern ist um Gottes und um seiner selbst willen da. Darin liegt seine Würde.

Zugleich ist der Mensch herausgefallen aus dem sensiblen Beziehungsgeflecht. Jenseits von Eden lebt er in gestörten Verhältnissen. Er ist Sünder. Auf sich selbst bezogen, ist er eingekrümmt in sich selbst, *incurvatus in se ipsum* - so definiert Luther Sünde. Sünde ist im Kern kein moralischer Begriff, sondern ein Beziehungszustand: der Mensch ist zutiefst in seiner Selbstbezogenheit und Welthörigkeit verstrickt, ist ganz und gar Sünder. Der im Innersten durch sich selbst gebundene Mensch kann sich nicht selber gut machen. Er muss deshalb auch nicht zu sich, sondern von sich befreit werden, bedarf also der Rechtfertigung von außen, der Annahme und Anerkennung durch Gott. Rechtfertigung in Christus ist geschenkte Anerkennung, sie geschieht aus Gnade = lat. gratia, also gratis. Das befreiende Wort kommt von außen auf den Menschen zu. Der gottlose, in sich selbst verkrümmte Sünder bleibt Gottes geliebtes Geschöpf, weil Gott es in Christus so will. Aus seiner Existenz vor Gott erschließt sich dem Menschen, wer er selber ist. Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis fallen unauflöslich zusammen; in Christus erfährt sich der gottlose Sünder als ein von Gott zutiefst angenommenes und geliebtes Geschöpf. Er ist simul iustus et peccator, Gerechtfertigter und Sünder zugleich.

Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? fragt der Heidelberger Katechismus. Und antwortet: *Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.* Dieser Glaube schenkt tiefe Lebensgewissheit. Der Glaubende erfährt Gott als Grund, Sinn, Mitte und Ziel allen Seins - als Schöpfer, Versöhner und Vollender der Welt und sich selbst als diesem Gottesgeschehen zugehörig.

Für unsere Frage nach dem evangelischen Bildungsverständnis ist bedeutsam, dass diese Gottesbeziehung eine umfassende Lebens- und Daseinsgewissheit

schenkt, die allem Wissen vorausliegt und einen Menschen im Zentrum seines Menschseins prägt und trägt.

Dieses Glaubensverständnis stößt freilich auf Kritik. So gibt es Strömungen - etwa eines philosophischen Materialismus -, die den Glauben in den Bereich bloßer Irrationalität abschieben wollen. Umgekehrt gibt es Tendenzen - auch in unserer Kirche -, den Glauben gegen alle Infragestellungen mit den Mitteln der Vernunft zu immunisieren und ihn gegen jede Auslegung durch eine kritische wissenschaftliche Theologie abzuschotten.

Demgegenüber halte ich für das evangelische Bildungsverständnis fest: Der Glaube als umfassende Daseins- und Lebensgewissheit ist alles andere als eine irrationale Gefühligkeit. Einerseits ist Glaube in kennzeichnender Weise weniger als Wissen: sein bestimmter und bestimmender Gehalt lässt sich nicht demonstrieren. Der Glaube ist nicht verfügbar. Glaubensgewissheit lässt sich nicht auf der Ebene vorzeigbarer Sicherheit (*securitas*) verrechnen oder darstellen. Andererseits ist Glaube mehr als Wissen - eben Gewissheit (*certitudo*). Indem der Mensch als hörendes und empfangendes Wesen seine Identität und seine Freiheit aus dem ihn anredenden, sein Leben rechtfertigendes und zugleich in Anspruch nehmendes Wort Gottes gewinnt, wird er frei, sich seiner Vernunft zu bedienen. Zu dieser Freiheit gehört es auch, der Endlichkeit der Vernunft ansichtig zu werden und sie nicht zu vergötzen.

2.2. Das menschliche Herz in biblischer Symbolsprache

Ich will das an einem Bibelwort veranschaulichen. Dabei vertraue ich darauf, dass die Bibel so etwas wie Urworte vorhält, aus denen sich Lebenszusammenhänge erschließen, so wie aus felsigem Grund eine Quelle frischen Wassers fließt. Solche Worte finden wir häufig in den Psalmen. Zu ihrer Symbolsprache gehört das Bild vom *menschlichen Herzen*. So in Psalm 147 Vers 2: *der Herr „heilt, die zerbrochenen Herzen sind und verbindet ihre Wunden.“*

Diesem Psalmwort entnehme ich zwei Einsichten, die ich in unsere heutigen Überlegungen einbringe.

Zuerst: Gegenüber uns Heutigen, die wir in pluralen und komplexen Gesellschaften „Unübersichtlichkeit“ empfinden, sehen wir die hebräischen Kleinviehnomaden in der Wüste und auch die sesshaft gewordenen Israeliten im Königtum Davids wohl zu Recht in überschaubaren Verhältnissen leben. Aber seit jeher wird in den Büchern der Bibel von Erfahrungen der Art erzählt, dass sich mitten im

vertrauten und übersichtlichen Lebensraum zwischen Menschen plötzlich Abgründe auftun wie bei einem Erdbeben. Da gibt es mit einem Mal einen Riss zwischen Mann und Frau wie bei Adam und Eva; oder einen tödlichen Konflikt zwischen Geschwistern wie bei Kain und Abel; eine lebensbedrohliche Beziehungsstörung zwischen Eltern und Kindern wie bei Isaak und Rebekka auf der einen sowie Jakob und Esau auf der anderen Seite; da war die mörderische Völkerfeindschaft zwischen den Kindern Israels und den Ägyptern und vieles mehr. Mit all diesen Erfahrungen zunehmender Zerrissenheit innerhalb der sich auseinandersetzenen Menschheit stellte sich auch das Erleben der Verwundung jedes einzelnen Individuums ein, das sich und die Welt nicht mehr verstand: in Krankheit und Lebenshunger, im Leiden des Gerechten und in der Verzweiflung über eigene Schuld, in der Beschämung durch siegreiche Feinde und in der Scham über den eignen Hochmut. Hier, im Zentrum der menschlichen Person, ballten sich die unversöhnlichsten Gegensätze dieser Welt zusammen und bekamen Kontur, Farbe und Gestalt in der Rede vom *zerrissenen und verwundeten Herzen*.

Aber dann erinnert der Psalmvers an die Hoffnung Israels, die von den Christen aufgenommen und in Christus verdichtet erfahren wird: der Herr „*heilt, die zerbrochenen Herzens sind und verbindet ihre Wunden*.“ Die im Zentrum der menschlichen Person geballte Not der Welt wird gewendet, das zerbrochene Herz wird geheilt, Wunden werden verbunden. Das ist die eschatologische Perspektive des Glaubens in der Erwartung der Vollendung in Gott. Aber damit werden Glaubende nicht auf eine ferne Zukunft vertröstet. Es ist schon heute Gottes Beruf, zerbrochene Herzen zu heilen und Wunden zu verbinden. Und so ist auch der an Gott glaubende Mensch heute berufen, das Seine zu tun. Und zwar nicht mit der ohnmächtigen Wut der nackten Verzweiflung, - die im Blick auf die Not dieser Welt nur zu verständlich wäre -, sondern mit der mutigen Zuversicht und Gewissheit des Glaubens, der sich von jeder verbundenen Wunde und von jedem geheilten Herzen neu motivieren lässt, zum Wohl des Nächsten in der Nähe und Ferne tätig zu werden.

Was dieser eine Bibelvers für unser heutiges Thema einbringt, ist die besondere Ressource, aus der sich der Glaube nährt und von der unsere Kirche lebt: das in aller Verwundet- und Zerrissenheit von Gott immer wieder vergewisserte und geheilte Herz. In Gott erschließt sich für den Glaubenden eine umfassende Lebensgewissheit mitten in der Gebrochenheit und Endlichkeit seiner Existenz und seines Handelns. Dabei ist aufschlussreich, dass das Herz in hebräischer Symbolsprache nicht nur - wie im Deutschen - Sitz des Lebens und der Gefühle ist, sondern auch Verstand und Vernunft im Herzen wohnen. Im Hebräischen ist das Herz der Ort des Lernens, des Sammelns von Erfahrungen, von Orientierung und

Wissen. Das Herz ist Zentrum der Person, in dem sich das sammelt, was ihn ausmacht.

2.3. Schleiermachers Beitrag zum evangelischen Bildungsverständnis

Diese anthropologische Tiefendimension, die den Menschen erst hinreichend als Menschen erfasst sieht, wenn er in seinem Gottesbezug wahrgenommen ist, kennzeichnet auch den bildungstheoretischen Ausgangspunkt des prägenden Theologen des vorvorletzten Jahrhunderts, Friedrich (Daniel Ernst) Schleiermacher. Sein vor 200 Jahren angesichts der aufdämmernden Unübersichtlichkeit der Moderne entwickeltes Bildungsverständnis wurde über lange Zeit von Theologie und Kirche erheblich vernachlässigt. Der Theologische Ausschuss der Evangelischen Kirche der Union hat im Jahr 2001 neu auf die grundlegende Bedeutung des Bildungsverständnisses Friedrich Schleiermachers für die heutige Bildungsdebatte aufmerksam gemacht. Sein grundlegendes Menschen- und Bildungsverständnis wird in der Studie des Theologischen Ausschusses der EKV *Bildung in evangelischer Verantwortung auf dem Bildungsverständnis von F.D.E. Schleiermacher* so verdichtet: „Der Mensch bildet sich und wird gebildet in der Spannung von Rezeptivität und Spontaneität, von Abhängigkeit und Freiheit, von In-sichbleiben und Ausschiheraustreten. Bestimmend ist gleichfalls die Spannung von Ich und Du, Vereinzelung und Gemeinschaft, Individuellem und Überindividuellem.“ (aaO S.26) Inmitten dieser polaren Spannungen entdeckt Schleiermacher das Zentrum der Bildung des Menschen in der ‚Selbstbildung‘ oder ‚inneren Bildung‘. Die Besinnung des Menschen auf sich selbst ist deshalb für sein Menschsein und seine Bildung entscheidend. In dieser Selbstbesinnung erkennt er sich als individuelles, freies und beziehungsreiches Wesen.“ (aaO S.26)

Für Schleiermacher soll das Gleichgewicht von Gebildetwerden und Selbstbildung dafür sorgen, dass der Mensch im Prozess der Aneignung von Bildungsgehalten in einen ausdauernden Dialog mit der Wirklichkeit und mit sich selbst versetzt wird und somit zur gebildeten Persönlichkeit heranreifen kann. Fällt das Moment der Selbstbildung aus, so kommt es statt des erstrebenswerten innegeleiteten zu einem im wesentlichen außengeleiteten Bildungsprozess.

Die Schwäche nur außengeleiteter Bildungsprozesse steht uns Heutigen aktuelle vor Augen:

Der häufig beklagte Verlust von personalen und sozialen Komponenten der Absolventen unserer Bildungssysteme hängt wohl unmittelbar damit zusammen, dass Bildung zunehmend auf das Erlernen wünschenswerter Fähigkeiten, Kennt-

nisse und Fertigkeiten eingeschränkt wird und für die kritischen Aneignung, Verarbeitung und Auseinandersetzung sowie die Gestaltung eigener Einsichten und Erkenntnisse zu wenig Raum ist. Bildung wird zur Ausbildung. Die Fähigkeiten und Tugenden, die zur Bewältigung komplexer Gesellschaftskrisen wie der gegenwärtigen erforderlich sind, können sich jedenfalls auf dem Wege nur außen-geleitete Bildungsprozesse nicht entwickeln. Dazu Originalton Schleiermacher vor 200 Jahren: „Mit Schmerzen sehe ich täglich wie die Wuth des Verstehens den Sinn gar nicht aufkommen lässt, und wie Alles sich vereinigt den Menschen an das Endliche und an einen sehr kleinen Punkt desselben zu befestigen damit das Unendliche ihm so weit als möglich aus den Augen gerückt werde.“ (aaO S. 33 Anmerkung 66)

„Nicht Atheismus oder Unmoral, sondern die „Wuth des Verstehens“ als bloß nutzenorientiertes Kalkulieren ist für Schleiermacher die Gegenkraft des Glaubens. Originalton: „...warum vergesst ihr über alles Wirken nach außen und aufs Universum hin Euere Praxis am Ende eigentlich immer den Menschen selbst zu bilden?“

Das ist Schleiermachers auch heute noch dringend aktuelle Frage. Sein Bildungsbegriff bringt die nicht-instrumentalisierbare Zweckfreiheit des lebenslangen Bildungsprozesses präzise zum Ausdruck; auch leitet er dazu an, den Bildungsbegriff nicht durch mutmaßliche Äquivalente –wie z.B. Wissen- zu ersetzen. So unbestreitbar Wissen zur Bildung gehört, so wenig lässt sich Bildung auf den Umgang mit Wissensvorräten und Lerninhalten reduzieren.

Unsere vom Zugriff auf eine unvorstellbaren Menge an Informationen bestimmte Gesellschaft wird gerne als Informations- und Wissensgesellschaft charakterisiert. Die Vermittlung von Fähigkeiten zur Erschließung, Aneignung und zum Transfer von Wissen wird deshalb oft als Ziel bildungspolitischer Zukunftsanstrengungen betrachtet. Zweifellos steht der Einzelne vor der Aufgabe, angesichts der Informationsfülle - etwa durch Medienkompetenz - die für ihn wichtigen Informationen herauszufiltern und für sich zu erschließen. (Mir kommt er dabei allerdings vor wie ein mit einer Flasche ausgestatteter Mensch unter den Niagarafällen) Allerdings darf die Verwaltung, Filterung und Auswahl von Informationsmengen nicht schon mit Bildung gleichgesetzt werden. Evangelisches Bildungsverständnis ist widerständig gegenüber allen funktionalen Bildungsdefinitionen, die auf das Funktionieren von Menschen zielen. Bildung setzt unabdingbar ein eigenständiges Problembewusstsein voraus, die Fähigkeit zu schöpferischem Denken, eigener Urteilskraft, Freude an eigenen Entdeckungen und selbsterworbener wie –erstrittener Erkenntnis. Das deutsche Wort *Bildung* hat in anderen Sprachen und Kulturen kaum eine Entsprechung. Anders als die mehr technischen Wörter *In-*

formieren, *Wissen* oder *Lernen* kennzeichnet *Bildung* die Mehrdimensionalität des Prozesses. Bildung umfasst Sachwissen und Orientierungswissen. Sie schließt ökologische, soziale, ethische Sensibilität genauso ein wie sie nach Geschichte, Ästhetik und Religion fragt.

Unter allen Geschöpfen ist der Mensch das Einzige, das nach sich selbst fragen kann und muss. Aus evangelischer Perspektive lässt sich das so zuspitzen: Wissen ohne Glauben ist defizitär, denn das Wissen bleibt auf Erwartungen und Überzeugungen des Wissenden über sein eigenes existentielles Verhältnis zur Wirklichkeit angewiesen. Zugleich aber benötigt der Glaube das Fundament des Wissens.

So versteht die Bildungsdenkschrift der EKD *Maße des Menschlichen* aus dem Jahre 2003 *Bildung als Zusammenhang von Lernen, Wissen, Können, Wertebewusstsein, Haltungen (Einstellungen) und Handlungsfähigkeit im Horizont sinnstiftender Deutungen des Lebens*. (Maße des Menschlichen S. 66)

2.4. Grenzen der Bildung

Bildung hat auch Grenzen. Zunächst gilt es, unter dieser Überschrift die Grenzen der Bildungstheorie Schleiermachers wahrzunehmen. Die Zeitbezogenheit von Schleiermachers Bildungstheorie ist nicht zu übersehen. Er teilte die Auffassung seiner Zeit, dass durch Bildung die wie ein Schatz in das Individuum gelegten Möglichkeiten zur Entfaltung kommen und der Mensch auf diesem Wege zu einer harmonischen Persönlichkeit heranreift. Wohl muss der Mensch auf dem Weg zum Bildungsziel Widerstände niederringen, doch haben diese Widerstände bei Schleiermacher eher den Charakter einer Entwicklungshemmung als den eines echten Gegenparts. Dass der Mensch mit Verstand und Willen das Böse tut, liegt außerhalb des Denkhorizontes dieser Bildungstheorie. Schleiermacher „dachte und schrieb vor zwei Jahrhunderten. Die moderne Gesellschaft hat seitdem dramatische Umbrüche und atemberaubende Transformationen erfahren. Schleiermacher konnte sich schwerlich vorstellen, welche Abgründe sich gerade im 20. Jahrhundert vor der Hoffnung auf Humanität des Menschen auftun würden.“ (EKU-Studie S.15)

Uns Heutigen stellt sich der Bildungsvorgang angesichts dieser Umbrüche kaum noch als organischer, kontinuierlicher, nach vorne hin offener Prozess zur Reifung einer harmonischen Persönlichkeit dar. Umso mehr gilt es, die Bedeutung der Rechtfertigungslehre für das evangelische Bildungsverständnis in Erinnerung

zu rufen: Der Mensch ist simul iustus et peccator – gerechtfertigt und Sünder zugleich – diese Formel beschreibt treffend, was das Leben des Christenmenschen im Innersten lebenslang prägt.

Sodann ist auch angesichts gegenwärtiger Bildungskonjunktur an die Grenzen dessen zu erinnern, was Bildung zu leisten vermag. Bildung kann den Menschen nicht erlösen. In diesem Sinne darf sie nicht maßlos werden. Die EKD-Denkschrift *Maße des Menschlichen* erinnert schon mit ihrem Titel an diesen Umstand. Jeder Mensch hat von Gott her eine unverlierbare Würde, die weder durch umfassende Bildung gesteigert noch aufgrund fehlender Bildung gemindert werden kann. Aus evangelischer Perspektive kann sich der Mensch weder selber konstituieren noch perfektionieren. Er ist nicht, was er aus sich macht.

In der sogenannten Lern- oder Wissensgesellschaft wird der Mensch hingegen – so kann man es immer wieder lesen und hören – als *ein flexibler, mobiler, funktionierender, unendlich lernfähiger, selbständiger Unternehmer seiner eigenen Fähigkeiten* verstanden. Diese Vorstellung kann nicht Ausdruck eines an der Bibel gewonnenen Menschenbildes sein. Der Mensch ist ein Wesen, das einmal rational und ein anderes Mal höchst unvernünftig handelt, das von seiner Kultur und Umwelt geprägt und von Sinn- und Weltanschauungsfragen umgetrieben ist, das von altruistischen Motiven in seinem Tun und Lassen geleitet wird wie auch von seiner Eitelkeit und dem Streben nach persönlichem Erfolg. Er ist nicht nur eigeninteressiert, stark und flexibel, sondern auch angewiesen, schwach und übervorteilt. Und er ist in all diesen in sich widersprüchlichen Betätigungen ein von Gott geliebtes und angenommenes Geschöpf.

2.5. Bildungsgerechtigkeit

Dem evangelischen Bildungsverständnis liegt an Bildungsgerechtigkeit. Gerade durch fehlenden Zugang zu Bildungsmöglichkeiten können Menschen erheblich übervorteilt werden. In der Folge kann ihre volle Teilhabe am wirtschaftlichen, sozialen, politischen und solidarischen Leben in der Gesellschaft stark eingeschränkt sein.

Die Denkschrift der EKD *Gerechte Teilhabe* von 2006 stellt fest: *Niemand darf von den grundlegenden Möglichkeiten zum Leben, weder materiell noch im Blick auf die Chancen zu einer eigenständigen Lebensführung ausgeschlossen werden. Teilhabegerechtigkeit (meint) die Eröffnung eines elementaren Anspruchs auf Teilhabe an den Lebensmöglichkeiten der Gesellschaft... Armut ist (also) fehlende Teilhabe. Sie kann nicht auf ihre materielle Dimension reduziert werden... (Gerechte Teilhabe S. 43) Von allen zur Armut beitragenden Faktoren schlägt mangelnde Bil-*

dung am deutlichsten durch... Verbaute Bildungschancen für in Armut aufwachsende Kinder behindern lebenslang ihre volle Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Fehlende Bildung setzt Menschen willkürlich Grenzen. Mit der Frage nach Bildungsgerechtigkeit ist auch die nach der Wahrung menschenwürdiger Lebensverhältnisse für alle Glieder der Gesellschaft gestellt.

3. Aktuelle Entwicklungen an der Universität

Von diesem evangelischen Bildungsverständnis her werfe ich nun einen Blick auf aktuelle Entwicklungen an der Hochschule. Ich gehe dabei auf drei durch Schlagworte gekennzeichnete Entwicklungen ein:

1. die PISA-Studien / 2. den „Bologna-Prozess“/ 3. das Hochschulfreiheitsgesetz.

3.1. Pisa- Studien

In den PISA-Studien geht es um eine Erhebung der Qualität und der Quantität des Hochschulnachwuchses. PISA stellt Leistungsniveaus in den Basiskompetenzen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften im internationalen und bundesinternen Leistungsvergleich fest. Immer wieder wird das Fehlen solcher Basiskompetenzen bei Schulabsolventen beklagt. Damit steht die Studierfähigkeit vieler Studienanfänger in Frage. So wichtig die Entwicklung dieser Basiskompetenzen an der Schule ist, ist aus der Perspektive evangelischen mehrdimensionalen Bildungsverständnisses zu fragen, welche weiteren Kompetenzen als Voraussetzung für Studierfähigkeit und die Studierqualität junger Menschen angezeigt sind.

Erfreulicherweise thematisieren die PISA-Studien deutlich die Frage der Bildungsgerechtigkeit und weisen nach, dass hierzulande Bildungserfolg eng an die soziale Herkunft der Schülerinnen und Schüler gekoppelt ist.

Unter der Überschrift *Bildungsgerechtigkeit und Schule* haben die drei evangelischen Landeskirchen in NRW in diesem Kontext eine Stellungnahme herausgebracht, in der es u.a. heißt:

„Seit der Reformation ist Bildung nach evangelischem Verständnis immer auch Bildung für alle – kein Kind und keine Jugendlichen dürfen wir als bildungsfern oder nicht bildungsfähig verloren geben... Bildung im evangelischen Sinne richtet sich aus an der Würde eines jeden Menschen als einzigartigem Geschöpf Gottes. Die Evangelische Kirche ... setzt sich deshalb für ein „unverkürztes, mehrdimensionales Verständnis von Bildung“ ein. Zur Bildung gehören auch prüfbares Wissen und nachweisbare Kompetenzen. Aber Bildung ist mehr. Sie „betrifft den ganzen

Menschen als Person, seine Förderung und Entfaltung als 'ganzer Mensch' und seine Erziehung zu sozialer Verantwortung für das Gemeinwohl...

Wir messen die Leistung von Bildungseinrichtungen wie die bildungspolitischen Anstrengungen im Land daran, inwieweit sie alle Kinder und Jugendlichen entsprechend ihrer jeweiligen Gaben gleichermaßen und differenziert fördern und zur umfassenden Entfaltung ihrer Gaben herausfordern.

In einem demokratischen Bildungswesen darf die soziale Herkunft kein bleibendes Hindernis für die Bildungsmöglichkeiten der Menschen sein...

Eine gerechte Gesellschaft muss so gestaltet sein, dass möglichst viele Menschen tatsächlich in der Lage sind, ihre jeweiligen Begabungen sowohl zu erkennen, sie auszubilden und produktiv für sich selbst und für andere einsetzen zu können.

Wir müssen feststellen: Die Schulstruktur in NRW, in der für 9-jährige Kinder entschieden wird, welcher von drei Schulformen mit unterschiedlichem Leistungsanspruch sie in der Sekundarstufe I zugeordnet werden, erfüllt nicht die Anforderungen an ein gerechtes und begabungsförderliches Schulsystem.

Die bestmögliche Förderung jedes Kindes muss das vorrangige Ziel jeder Schule sein, an der sich alle anderen Maßnahmen zu orientieren haben. Schülerinnen und Schüler müssen an der Schule, die sie besuchen, die Erfahrung machen können, mit ihren individuellen Fähigkeiten willkommen zu sein und gefördert und herausgefordert zu werden – unabhängig von ihrem sozialen und kulturellen Milieu.“

Die bestmögliche Förderung jedes Individuums gibt in evangelischer Perspektive auch dem Leistungs- und Wettbewerbsgedanken einen wichtigen Platz. Im Wettbewerb der Ideen und Erkenntnisse ist es legitim, wissenschaftliche Eliten an Schule und Hochschule zu identifizieren und herauszustellen. Das Evangelische Studienwerk Villigst fördert und begleitet seit mehr als 60 Jahren Studierende aller Fachrichtungen nach Auswahlkriterien, die die Herausbildung bewußt wahrgenommener evangelischer Verantwortung in Staat, Gesellschaft und Kirche in den Vordergrund stellt. Zur Zeit prüft die EKvW, ob diese Förderung einer künftigen Verantwortungselite durch die Einrichtung einer Internationalen Schülerakademie unterfüttert werden kann. Solche legitime Differenzierung im Wettbewerb darf – unter dem Gesichtspunkt der Zugangs zu wissenschaftlicher Bildung – allerdings nicht zu einer Abwertung der akademischen Breitenbildung führen.

3.2. Bologna-Prozess

Durch den Bologna-Prozess soll ein „europäischer Bildungsraum“ entstehen, der u. a. auch zu europaweiter Mobilität der Studierenden führt. Angestrebt sind außerdem eine neue Übersichtlichkeit der Studieninhalte sowie eine nachhaltige Beschleunigung der Studienverläufe. Schließlich soll es zu einer intensiveren Berufsorientierung und zu einer deutlicheren interdisziplinären Vernetzung kommen. In der Folge sind nun allenthalben die gestuften und modularisierten Studiengänge und die damit verbundenen Bachelor- und Masterabschlüsse eingeführt worden.

Diese Studienreformen verschärfen die bestehende Tendenz, Studiengänge weniger als Bildungs- denn als Ausbildungswege anzusehen. Der Berufsbezug des Studiums droht auf den Kopf gestellt zu werden, wenn darauf spekuliert wird, dass der Arbeitsmarkt seine Berufsbilder nach den neuen Bachelor-Abschlüssen ausrichten werde.

Für die evangelische Theologie ist hier bemerkenswerterweise mit der Kultusministerkonferenz eine Vereinbarung getroffen worden, die den realen Berufserfordernissen von Pfarrerinnen und Pfarrern Rechnung trägt: der Studiengang wird zwar didaktisch reflektiert in Modulen strukturiert, aber auf eine Stufung wird verzichtet.

Vom evangelischen Bildungsverständnis her frage ich im Blick auf die gestuften und modularisierten Studiengänge:

Wie wird sich in dieser Struktur das Verhältnis von fachlicher Ausbildung und ganzheitlicher persönlicher Bildung darstellen?

Bleibt angesichts konsequenter Modularisierung und starker Regulierung der Studieninhalte noch genügend Zeit und Raum für individuelle Schwerpunktsetzungen und interessenorientierte Akzentuierungen?

Wird die Entwicklung einer grundständigen wissenschaftlichen Kompetenz Vorrang vor dem Erwerb eines Kanons an Wissen und Fähigkeiten erhalten? Eine über das Repetitive hinausgehende Dimension des Lernens und die Möglichkeit selbständiger geistiger Auseinandersetzung mit den Inhalten der Lehre und den Personen, die diese vermitteln, muss für das Studium essentiell bleiben.

Wird das modularisierte Studium die Studierenden zu wissenschaftlicher Kritik, zu selbständigem Methodeneinsatz und zu ethischer Reflexion befähigen?

Wieweit ist diese Studienstruktur zeitlich mit hinreichenden kulturellen Aktivitäten, mit sozialem, politischem und kirchlichem Engagement, mit eigenverantwortlicher Lebensplanung und Lebensorganisation vereinbar?

Wie sollen von den Lehrenden die stark gesteigerten Anforderungen im Bereich der Lehre und der Prüfungsvorgänge erfüllt werden, wenn die Betreuungsrelation nicht stimmt? Wie soll für die Lehrenden hinreichend Zeit bleiben für die Wahrnehmung von Forschungsaufgaben?

Die Mobilität der Studierenden scheint durch die starke Reglementierung der Bachelor-Studiengänge eher eingeschränkt zu werden, indem sie eine individuelle Gestaltung ein- bis zweisemestriger Auslandsaufenthalte praktisch ausschließt.

Die gegenwärtigen Protestaktionen von Studierenden und Schülern zeigen an: Mehr Tempo an Schule und Hochschule darf nicht mit weniger Substanz erkaufte werden. Hier wird die weitere Entwicklung aus evangelischer Perspektive zu beobachten und kritisch zu begleiten sein.

Als positive Entwicklung sehe ich die Möglichkeit der größeren interdisziplinären Öffnung, sowohl für die Studierenden als auch etwa der Theologie zu den aktuellen Fragen der Lebenswissenschaften, der Ökonomie oder der Naturwissenschaften.

Gleichzeitig zielen die konsekutiven Studiengänge auf eine stärkere persönliche Begleitung der Studierenden ab; das könnte eine grundsätzlich veränderte Kultur des Lernens und Lehrens erschließen. Die individuelle Begleitung und Förderung im Studium, die das angelsächsische System auszeichnet, wie auch die klare Strukturierung des Studiums selbst könnten den Bedürfnissen der Studierenden eher entsprechen als das bisherige System - wenn denn das entsprechende Personal dafür auch gestellt wird.

3.3. Das Hochschulfreiheitsgesetz

In den vergangenen Jahren hat in Nordrhein-Westfalen das Hochschulfreiheitsgesetz den einzelnen Universitäten eine deutlich größere Möglichkeit zur Selbstgestaltung und zu eigenverantwortlicher Steuerung übertragen. Dies hat zweifellos erhebliche Vorteile für die Entwicklung von Eigenprofil und Schwerpunktsetzungen. Und in vielerlei Hinsicht erwachsen aus dem Hochschulfreiheitsgesetz zukunftsweisende Impulse.

Allerdings ist auch die andere Seite zu bedenken. Aus evangelischer Perspektive gehören zum Verständnis der Wissenschaft ihr Wahrheitsbezug unter ausdrücklicher Anerkennung ihrer methodischen wie disziplinären Eigenständigkeit. Von außen vorgegebene Resultate und zweckgebundene Ausrichtungen sind der Wissenschaft wesensfremd. Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil zur Wissenschaftsfreiheit hervorgehoben, „das gerade eine von gesellschaftlichen Nützlichkeits- und politischen Zweckmässigkeitsvorstellungen befreite Wissenschaft dem Staat und der Gesellschaft im Ergebnis am besten dient.“ (BVerfGE 47,327 (370))

Nun wird die größere Autonomie der Hochschulen begleitet von einer Budgetierung des Hochschuletats, welche die Finanzierung von Forschung und Lehre zunehmend auf eine „autonome“ Finanzierung über private Drittmittel verweist. Hier ist genau zu beobachten, wieweit die Abhängigkeit von privaten Drittmitteln zu Abhängigkeit von privaten Interessen zulasten gesamtgesellschaftlicher Verantwortung führen kann. Wie weit reicht der Einfluss von hochschulfremden Mitgliedern der Hochschulräte, die die Hochschulleitungen ergänzen? Wie wirkt sich die Ausstattung privilegierter Eliteuniversitäten auf die Breitenfinanzierung aus? Werden Anreize zur Profilbildung den Verlust „kleiner Fächer“ in der wissenschaftlichen Landschaft nach sich ziehen? Durch gesteuerte Mittelzuweisungen könnten einzelne Bereiche von Forschung und Lehre auf Dauer marginalisiert werden. Tendenziell wären von einer solchen Entwicklung wohl eher die gesellschafts- und geisteswissenschaftlichen als die technisch-naturwissenschaftlichen Fachbereiche betroffen. Und schließlich ist zu fragen, inwieweit dadurch die Einheit der Wissenschaft, die Interdisziplinarität der Fachgebiete und letztlich auch das mehrdimensionale Lernen, also die Qualität ganzheitlicher Bildungsprozesse in Mitleidenschaft gezogen wird.

In diesem Zusammenhang werfe ich am Schluss einen Blick auf die Bedeutung der theologischen Fakultäten an unseren Hochschulen. Als Fachwissenschaft leistet die Theologie einen wichtigen Beitrag für den Diskurs innerhalb der Universität und innerhalb unserer Gesellschaft. Die wissenschaftliche Theologie steht für einen wesentlichen Teil des kulturellen und religiösen Gedächtnisses, ohne dessen Pflege unsere Gesellschaft verarmt und langfristig schweren Schaden nimmt. Allerdings darf ihre Rolle keinesfalls auf diese Pflege reduziert werden. Sie hat vielmehr explizit danach zu fragen, welche religiösen und weltanschaulichen Basisannahmen Wissenschaftsprozessen zugrunde liegen, die in der Selbstwahrnehmung gern als „rein“ wissenschaftlich deklariert werden. Inwieweit sind etwa

Gen- oder Hirnforschung von Idealen der Perfektibilität des Menschen motiviert? Die aktuellen und zukünftigen Herausforderungen auf religionspolitischem Gebiet, die Konzentration auf Wirtschaftlichkeit und Effizienz, die demographische Entwicklung und der rasante globale Wandel bringen inhaltliche Probleme und weltanschauliche Fragestellungen mit sich, die die Theologie als Gesprächspartner unverzichtbar machen. Schließlich habe ich hier versucht darzulegen, welche Rolle das evangelische Bildungsverständnis für den gesamten Wissenschaftsprozess spielen sollte.

Beim Hochschultag vor 1 ½ Jahren war der Präsident der Humboldtuniversität, Christoph Marksches einer der namhaften Referenten. Marksches weist auf den eminent ideologiekritischen Impuls hin, der von theologischen Fakultäten ausgeht, wenn er sagt:

Eine theologische Fakultät als Ganze bewahrt im besten Fall gemeinsam mit anderen Disziplinen wie der Philosophie eine Universität davor, dass an ihr Vorläufiges als ewig Gültiges und Hypothesen über Wirklichkeit für die Wirklichkeit ausgegeben werden. Eine solche Unterscheidung sichert letztlich die durch finanzielle Knappheit und Zweckrationalismen besonders bedrohte Freiheit der Forschung. Die ideologiekritische Funktion der Theologie vermag außerdem das interdisziplinäre Gespräch zu fördern: Weil die Theologie zwischen Ewigkeit und Vergänglichkeit, zwischen Gott und Mensch zu differenzieren vermag, kann sie jenseits von naturwissenschaftlichem Positivismus und geisteswissenschaftlichem Konstruktivismus für ein Ernstnehmen der aller Erfahrung vorgängigen Wirklichkeit ebenso wie der wirklichkeitskonstituierenden Kräfte des Menschen werben. Darum wird die wissenschaftliche Theologie an der Universität für die weitere Entwicklung der Universität und unserer Gesellschaft dringend gebraucht. Diese ihre Rolle für die Entwicklung der Universität auch künftig konstruktiv zu fördern und zu begleiten, wird der EKvW und mir in der Präsenz an der Hochschule ein wichtiges Anliegen sein.